Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 72 (2001)
Heft: 5

Artikel: Emotionale und personale Grundlagen von Sprache und Gespräch. Teil 1

Autor: Schmid, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-812814

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EMOTIONALE UND PERSONALE GRUNDLAGEN VON SPRACHE UND GESPRÄCH*

Von Dr. Peter Schmid; Teil 1

ps. Die Wortwahl in der Überschrift meines Referates lässt erahnen, dass mein Beitrag zur Sprachbehindertenpädagogik eine besondere Akzentsetzung erfährt und von einer entsprechenden Denkart geprägt ist. Es ist auch heute noch nicht üblich, das menschliche Gefühlsleben ins Zentrum theoretischer Betrachtungen zu stellen. Ebenso scheint der Begriff der Person für längere Zeit ein stiefkindliches Dasein gefristet zu haben und kommt erst in letzter Zeit wieder zu Ehren. Dennoch sind beide Begriffe grundlegend für das Verständnis dessen, was hier zur Sprache kommen soll. Und dies ist die Sprache selbst und eine bestimmte Form davon, nämlich das Gespräch, das sich von andern Formen des sprachlichen Umgangs unterscheidet und innerhalb der sprachlichen Kommunikation eine Sonderstellung einnimmt.

Nun fragen Sie sich mit Recht, was denn solch geistig hochfliegende Gedanken über das Wesen der menschlichen Person und ihrer geistigen Akte uns weiterhelfen soll im Verständnis und in der Behandlung von Sprachstörungen und Sprachbehinderungen. Geht es denn nicht eher um ganz handfeste Probleme wie etwa die Sprachanbahnung bei Geistigbehinderten, das erneute Sprechenlernen bei Menschen, die infolge eines Schlaganfalls die Sprache verloren haben oder die Kompensation der Stimmorgane bei Menschen, die wegen eines Karzinoms ihrer herkömmlichen Sprechorgane verlustig gegangen sind? Ist hier nicht in erster Linie einmal der Arzt und Neurologe gefragt, insbesondere dann, wenn es sich um organisch bedingte Beeinträchtigungen handelt?

Das soll auch nicht bestritten werden. Der medizinisch-biologische Denk- und Handlungsansatz wird innerhalb der Sonderpädagogik, vornehmlich in der Sprachheilpädagogik, immer ein wesentlicher Akzent bleiben. Auf der andern Seite gehört es zur Erkenntnis einer zeitgemässen Heilpädagogik, dass sich nicht nur der Gegenstand ihrer Betrachtung, sondern die Betrachtungsweise selbst ändert. Und dieser Tatsache wollen wir hier Rechnung tragen.

Zum anthropologischen Denkansatz in der Heilpädagogik

Schädigung – Behinderung – Behinderungszustand

Während in den Anfängen der Heilpädagogik, die vom medizinischen Denken geprägt war, stets die Frage nach organischen Schädigungen und ihren Ursachen im Zentrum stand, *setzte sich mit der Zeit die Einsicht durch, dass Schädigungen nicht zwingend eine Behinderung zur Folge haben müssen*, und dass das, was schliesslich im Laufe der Entwicklung daraus wird, etwas sehr viel Komplexeres darstellt als die zwingende Folge einer leicht zu eruierenden inneren oder äusseren Ursache. Während am Anfang aller Augen auf mögliche organische Defekte gerichtet waren, sah man mit der Zeit ein, *dass es nicht nur um organisch bedingte Gebresten ging, sondern um Menschen, die daran leiden, ja dass diese Leidenszustände nicht allein durch die Behinderung, sondern durch die menschliche Gesellschaft, die davon selbst betroffen ist und entsprechend dazu Stellung nimmt, ihre besondere Ausgestaltung erhält*. Das Resultat dieses Prozesses, der die monokausale Defektologie verlässt und zur Prüfung der besonderen Lebensverhältnisse behinderter und von Behinderung bedrohter Menschen führt, nennen wir in Anlehnung an *Kobi* den sogenannten *Behinderungszustand*. Dieser hängt von folgenden Faktoren ab:

1. *vom objektiv feststellbaren Befund einer Störung oder Behinderung mit ihren erfahrungsmässigen Auswirkungen organischer und funktioneller Art;*
2. *von den gesellschaftlich bedingten Erwartungshaltungen, mit denen Menschen mit Behinderung konfrontiert sind;*
3. *vom subjektiven Erleben des von Behinderung betroffenen Menschen selbst;*
4. *von den möglichen Hilfestellungen, welche das gesellschaftliche Umfeld anbietet und damit die Probleme des Behindertseins entschärft (Kobi, 1993, 115).*

Damit ist ein erster Schritt getan, gleichsam vom andern Ende her Betrachtungen anzustellen und zu Erkenntnissen

Peter Schmid, Dr. phil. I, Heilpädagoge und langjähriger Dozent am Heilpädagogischen Seminar Zürich, ist heute freier Mitarbeiter an dieser Institution, Gastdozent an verschiedenen Universitäten im deutschsprachigen Raum und freischaffender Geisteswissenschafter.

* Vortrag, gehalten an der Universität Bremen (D), Fachbereich «Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften» (Schwerpunkt Sprachbehindertenpädagogik) am 7. Februar 2001.

zu gelangen. Erst vom Behinderungszustand her lässt sich das Ausmass und die Komplexität einer wie auch immer ursächlich bedingten Schädigung oder Störung beurteilen. Wir müssen also gerade einmal den Blick von den äusserlich sich aufdrängenden Merkmalen wegwenden und die grundsätzliche Problematik des Menschseins in bestimmten Situationen bedenken. Diese Vorleistung möchte ich konsequent und generell für alle Arten von Sprachbehinderung tun, woraus dann ersichtlich wird, weshalb ich in diesem Zusammenhang so philosophische und literarische Themen wie Personalität oder Gespräch abhandeln will.

Körperbehinderung angesichts wachsender Mobilität – zum Beispiel

Was ich nun heute in Bezug auf Sprachbehinderung vorhabe, möchte ich Ihnen anhand einer von mir bereits durchgespielten Begebenheit aus dem Bereich der Körperbehindertenpädagogik exemplarisch darlegen.

Vor ein paar Jahren fragte mich eine grössere heilpädagogische Institution für Körperbehinderte, ob ich im Rahmen einer Fortbildungsveranstaltung für das Personal ein Referat halten würde. Das bereits in einem kleinen Leitungsgremium bestimmte Tagungsthema hiess: «*Bewegung*». Es versteht sich von selbst, dass ausser mir noch eine Bewegungtherapeutin eingeladen war. Zudem wurde Wert darauf gelegt, nicht nur dem Personal, sondern auch der Klientel reichlich Gelegenheit zu geben, sich zu bewegen und in Bewegung versetzt zu werden.

> **“Es gibt nicht nur die Expansion in die Breite, es gibt im Leben auch die Dimension der Tiefe.”**

Es ging mir damals sehr ähnlich wie jetzt: ich bin auch kein Mottotherapeut oder sonstiger Bewegungsfachmann, ja auch kein Bewegungsmensch, nicht sonderlich mobil und auch alles andere als eine Sportkanone. Ich gab in Berücksichtigung meines anthropologisch fundierten Denkens dem Vortrag folgende Überschrift: *Leben ist Bewegung – ist Bewegung das ganze Leben? (FZH, Mai 1996, Seite 320 ff., Teil 1; Juni 1996, Seite 377 ff., Teil 2).*

Die Erkenntnis berücksichtigend, wonach sich Körperbehinderung als Behinderungs*zustand* manifestiert und sich nicht in einer motorischen Beeinträchtigung erschöpft, die es dann nach allen Regeln der Kunst zu beseitigen oder doch abzuschwächen gilt, war es ein Leichtes, zu zeigen, wie sich ein Zustand der Bewegungsbeeinträchtigung verschlimmert angesichts der Anbetung all dessen, was mit körperlicher Bewegung und Mobilität zu tun hat. Weil sich eben die Schere zwischen der Mobilität nichtbehinderter Menschen und den eingeschränkten Bewegungs- und Fortbewegungsmöglichkeiten Körperbehinderter immer mehr auftut, darin liegt ein nicht zu unterschätzender Grund, mit körperlichen Handicaps zu hadern. Und also könnte doch einmal der Hebel am andern Pol angesetzt werden:

Ich hatte damals in diesem Zusammenhang an ein Lebensprinzip der Benediktiner erinnert, welches zum modernen Lebensgefühl der Mobilität in diametralem Gegensatz steht: *die Stabilität*. Stabilitas loci heisst: am Ort verbleiben und verweilen. Sie erweitert sich zur stabilitas in congregatione, der Treue zur einmal gewählten Gemeinschaft. Auf das Problem der Körperbehinderung übertragen heisst dies: es gibt zwei Möglichkeiten mit der Bewegungsbeeinträchtigung fertig zu werden. Man erfindet Hilfsmittel, welche die Mobilität verbessern. Oder man richtet sich auf die eingeschränkte Mobilität ein und stösst dabei auf profunde Werte, die dieses Fehlende mehr als wettmachen oder zum Mindesten relativieren. Es gibt nicht nur die Expansion in die Breite, es gibt im Leben auch die Dimension der Tiefe. – Wer von etwas nachhaltig und tief bewegt worden ist, hat gefunden, wonach er sucht, und braucht sich nicht mehr suchenderweise durch die halbe Welt zu bewegen.

> Statt immerwährend die Mobilität der Immobilen zu forcieren, könnte einmal die Frage aufgeworfen werden, ob so viel Mobilität denn überhaupt erwünscht, sinnvoll und menschengerecht ist. Nichts gegen rollstuhlgängige Bahnhöfe, Züge, Theater und andere öffentliche Einrichtungen. Aber ist denn Mobilität nur gut, und je öfter desto besser? Ist Bewegung das ganze Leben? Oder eilen wir da Dingen nach, die uns vom zentralen Lebenssinn wegführen?

Sprachpädagogik und Sprachtherapie «von oben her»

In analogem Sinne möchte ich nun einen Beitrag leisten, die Probleme beeinträchtigten Sprachvermögens ebenfalls aus einer umfassenderen Sicht zu beleuchten. Und dazu ist eben erforderlich, Grundlegendes über die Sprache darzulegen, über verschiedene Formen der sprachlichen Verständigung sprechen, über die Brückenfunktion der Sprache und selbstverständlich auch über die Notwendigkeit, sich in bestimmten Situationen des Sprechens zu enthalten. Wer weiss, vielleicht bestätigt sich auch hier einmal mehr, was jeweils

> **“In der Sprachtherapie kann es nicht einfach darum gehen, einen bestehenden Mangel zu reparieren.”**

Paul Moor immer wieder betonte, dass wir von Behinderten erst noch zu lernen haben. Er meinte dies nicht in dem Sinne, dass wir einfach auf alle ihre Bedürfnisse eingehen, sondern Behindertsein zum Anlass nehmen, in einer grundsätzlichen Art darüber nachzudenken, worum es im Leben geht und wie dieser Lebenssinn zu finden ist, angesichts dessen, dass sprachbehinderten Menschen die gesprochene Lautsprache keine Selbstverständlichkeit, weil kein jederzeit verfügbares Instrument mehr ist. Es kann dann nicht einfach darum gehen, einen bestehenden Mangel oder erworbenen Schaden zu reparieren und so Menschen mit Sprachbehinderungen möglichst ihre sprachliche Kommunikationsfähigkeit dem üblichen Stand anzunähern, sondern sich ebenso zu *fragen, ob unser Verständnis von Sprache und Verständigung aus einer umfassenden Sicht zu kurz greift und eine gewisse Korrektur zugunsten von Menschen mit sprachlichen Beeinträchtigungen erfahren müsste.*

Was den Menschen zum Menschen macht

Der Stellenwert, welcher der Lautsprache als Merkmal menschlichen Seins in unseren Breiten zukommt, hängt davon ab, was für ein Bild wir uns vom Menschen machen. In unzähligen wissenschaftlichen Büchern und philosophischen Abhandlungen wird die Sprache als die herausragende Eigenschaft des Menschen bezeichnet, mit welcher er sich gerade vom Tier unterscheidet. Der Zeitpunkt ihres Auftauchens in der indi-

viduellen Entwicklung wird aufmerksam verfolgt, ihr Ausbleiben mit Angst und Schrecken wahrgenommen. Wie es Menschen ergeht, welche ihre Sprache verloren haben und diese nur mühsam oder kaum mehr neu aufzubauen in der Lage sind, brauche ich Ihnen nicht besonders zu erwähnen. All dies hängt damit zusammen, wie Sprache verstanden und welchen Stellenwert einzelnen ihrer Ausdrucksformen im gegenwärtigen Dasein zukommt. Deshalb wollen wir uns zunächst einmal fragen, welches Bild vom Menschen dahintersteht und noch gilt, und wo es allenfalls eine Korrektur erfahren müsste.

Die Überschätzung des Intellekts

Die Fähigkeit zu sprechen wird als unmittelbarer Ausdruck des menschlichen Intellekts, seines Denkvermögens, verstanden. Und da der Mensch als animal rationale definiert ist, so wird eben beeinträchtigtes Sprechvermögen als eingeschränktes Denkvermögen oder gar beeinträchtigtes Menschsein interpretiert. Diese angeblich logischen Folgerungen erweisen sich bei näherer Betrachtung als Trugschlüsse. Natürlich hängt die Herausbildung der Sprache auch von intellektuellen Voraussetzungen ab, doch ihre Existenz verdankt sie andern menschlichen Grundzügen. Ihr Fehlen oder ihre Beeinträchtigung sagt daher nicht viel über das Denkvermögen aus, kann aber auch tiefgreifendere Probleme betreffen als rationale Fähigkeiten.

> **„Der Mensch ist mehr ein animal emotionale als ein animal rationale."**

Lassen Sie mich dies an zwei Beispielen verdeutlichen:

Das menschliche Umfeld eines Aphasikers gibt seiner Not durch folgende Klagen Ausdruck: «Er weiss nicht einmal mehr wie unser Sohn heisst», sagt die Ehefrau. «Heute morgen hast du doch deinen Namen gesagt; sag ihn doch noch einmal – warum willst du das nicht?» – «Er hört nicht zu, wenn wir mit ihm reden», ärgert sich eine andere Angehörige. Oder eine Krankenschwester berichtet über eine aphasische Patientin: «Ich habe sie gefragt: ‹Möchten Sie ein Ei?› Sie antwortete: ‹Ein Ei› – und als ich es ihr brachte, hat sie es nicht gewollt. Sie ist wirklich schwierig.» Im Wissen darum, dass bei Aphasikern zwar die Sprachprozesse, nicht aber die Denkprozesse in Mitleidenschaft gezogen sein müssen, erkennen wir die Fehlinterpretationen der Umgebung ohne weiteres (Lutz, 315). Wissensinhalte werden erst manifest durch die Sprache. Aber Wissen ist noch nicht Denken. Aphasiker sind auch nicht kommunikationsgestört, und erst recht nicht fehlt es ihnen am guten Willen. Immerhin weisen die gefallenen Vorwürfe darauf hin, dass es hinter oder über dem Intellekt noch andere Dimensionen des Menschseins gibt, die näher zu betrachten sind. Intelligenz hat auch schon das höher entwickelte Tier. Der Mensch besitzt davon nur ein quantitatives Mehr, es handelt sich dabei also nicht um eine neue, spezifisch menschliche Qualität.

Ein anderes Beispiel: Begüterte Eltern eines autistischen Knaben machten auf der Suche nach einem Spezialisten bei unserer Erziehungsberatungsstelle in Zürich Halt. Sie waren sich darin einig: «Das Schlimmste ist, dass unser Sohn einfach nicht spricht. Wissen Sie jemanden, der ihn zum Reden bringen kann?» Zweifellos ist die Sprache das vordergründige, für alle hörbare Element, in dem sich das Leben äussert. Niemand hat den Eltern bis jetzt gesagt, um welche Behinderung es sich handelt, und worin das zentrale Problem autistischen Verhaltens besteht. Sie denken, wenn ihr Sohn nur endlich sprechen würde, alles andere müsste sich sozusagen von selbst ergeben. Aber hier liegt das Problem im Unterschied zur Aphasie gerade umgekehrt. Die Stummheit weist auf eine tiefergreifendere Störung hin: auf die eingeengte Beziehung, die sich bis zur Beziehungslosigkeit steigern kann. Wo Beziehungen fehlen, besteht auch kein Anlass zu kommunizieren und zu sprechen. Der Mensch ist zwar ein Wesen, das im Unterschied zum Tier der Sprache mächtig ist. Aber die Beziehungsfähigkeit ist weit wichtiger und letztlich die Voraussetzung aller Verständigung und jeglicher Sprachform.

Das Gefühlsleben

Was also macht den Menschen zum Menschen, wenn nicht sein intellektuelles Denkvermögen, seine Intelligenz? Wohl etwas, das ihn dazu bewegt, diese seine Fähigkeiten sinnvoll einzusetzen. Aber dazu muss er erst von etwas angerührt werden, woraus ihm das Leben sinnvoll und lohnenswert erscheint. Der Mensch ist mehr ein animal emotionale als ein animal rationale.

Nun hat es in der Philosophie des Abendlandes seit je her Tradition, dem *Denken* weit grössere Aufmerksamkeit zu schenken als beispielsweise den *Gefühlen*. Gefühle und Triebe wurden zudem einander gleichgesetzt und im dualistischen Denken Kants der Sinnlichkeit zugeordnet als dem Gegenspieler der Vernunft. Es würde zu weit führen, auf alle Vorurteile einzugehen, die dem Gefühlsleben anhaften. Ich möchte mich lediglich auf jene beschränken, die besonders häufig genannt werden, auf einem offensichtlichen Irrtum beruhen und durch eine voreilige Verallgemeinerung sich so hartnäckig halten können.

> **„Seelisch-geistige Gefühle geben dem Leben Kontinuität."**

Den Gefühlen wird nebst ihrem Störpotential vorgeworfen, sie seien oberflächlicher, flüchtiger Natur, zudem rein subjektive Erlebnisqualitäten, die den Menschen von seinen objektiven Pflichten abhalten würden. Nun sind diese Bezichtigungen durchaus von Erfahrungen aus dem Alltag abgeleitet, treffen aber längst nicht auf alle Gefühlsqualitäten zu, vor allem nicht auf jene, auf die es uns hier im Zusammenhang mit den pädagogischen Obliegenheiten ankommt. Um dies deutlich zu machen, beschränke ich mich hier auf die Unterscheidung von sogenannt *sinnlichen* und *seelisch-geistigen* Gefühlen.

Zu den ersteren zählen zum Beispiel *Lust* und *Schmerz*, *Gefühlsempfindungen*, die sich im Zusammenhang mit *Leibzuständen* manifestieren; zu den zweiten etwa *Freude, Trauer, Hoffnung*.

Auf erstere treffen durchaus die Attribute «flüchtig», «vergänglich», «eigenbezogen» zu. Nicht zu bestreiten ist, dass sie auf die Präsenz bestimmter äusserer Gegenstände, die sie auslösen, angewiesen sind und damit auch Lebensziele durchkreuzen und den Menschen zur Passivität des Konsums verleiten können. Von der zweiten Kategorie der Gefühle lässt sich dies nicht behaupten, im Gegenteil: Seelisch-geistige Gefühle geben dem Leben Kontinuität, sie vermögen den Menschen in seiner zentralen Sphäre zu erfüllen, dem Leben Sinn und Richtung zu verleihen und die Menschen zu aktivieren, sie zu sozialen Taten zu bewegen. Ohne tiefe und nachhaltige Gefühlserlebnisse gibt es keine Gemeinschaften, kein Lernen – denn alles Wissenwollen hebt mit dem Staunen an – und gewiss auch keine fruchtbare und erfolgreiche Tätigkeit. Die Fülle der stets sich neu einstellenden Gefühlserlebnisse gewährleisten jenen Stimmungsuntergrund, aus welchem sich die Lebensbe-

jahung nährt, und der die Quelle der Kraft zur Ausgestaltung aller Fähigkeiten ist. Auch die Sprache und die Sprechfähigkeit entwickeln sich nur auf diesen emotionalen Grundlagen. Sie sind lediglich in den späteren Phasen ihrer Entfaltung auch intellektuelle Produkte. «Wovon das Herz voll ist, davon redet der Mund» (Matth. 12, 34). Sprechen können und sprechen wollen ist grundsätzlich und unter normalen Bedingungen in erster Linie also eine Herzensangelegenheit, eine Sache der Lebensgrundstimmungen und der sie konstituierenden Gefühlserlebnisse.

Die soziale Dimension

Die Feststellung, wonach es ohne nachhaltige Gefühlserlebnisse auch keine Gemeinschaften gibt, nimmt nun etwas vorweg, das als Voraussetzung der Sprache noch einer näheren Betrachtung bedarf. Es leuchtet zwar unmittelbar ein, dass Sprache etwas mit Verständigung und sozialem Kontakt zu tun hat. Wäre der Mensch nicht ein «zoon politikon», also ein Wesen, das nur in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft zu seiner vollen Reife gelangt, so bedürfte

> **“Keine Beziehungen ohne Kommunikationsfähigkeit, keine Gemeinschaft ohne (tragfähige) Beziehungen.”**

er auch der Sprache nicht. Da seine Soziabilität jedoch weit über eine blosse Kontaktnahme zum Zwecke der Lebenserhaltung hinausgeht, erschöpft sich seine Sprache nicht einfach auf bestimmte Lautäusserungen und Signale – auch wenn gewisse Errungenschaften der heutigen Zivilisation uns dies glauben machen wollen.

Um die Vielfalt und Vielschichtigkeit der sprachlichen Möglichkeiten verstehen zu können, ist es notwendig, gerade die verschiedenen Aspekte von Beziehungen, welche die Menschen mit ihren Mitmenschen und zur Welt schlechthin aufnehmen, hier etwas genauer anzusehen. Dabei kommen wir, analog zu den Gefühlsqualitäten, auch hier nicht darum herum, auf qualitative Unterschiede des sozialen Bezugs hinzuweisen, und dies durch entsprechende Benennungen zum Ausdruck kommen zu lassen.

In diesem Zusammenhang unterscheide ich Kommunikation, Beziehung und Gemeinschaft, und zähle diese drei Arten nicht von ungefähr in dieser Reihenfolge auf. Das eine schafft die Voraussetzung für das folgende: Keine Beziehungen

> **“Aus der Dauer verlässlicher Beziehungen wird auch Begegnung möglich.”**

ohne Kommunikationsfähigkeit, keine Gemeinschaft ohne (tragfähige) Beziehungen.

Kommunikation ist demnach in diesem Verständniszusammenhang die einfachste Form der Kontaktaufnahme. Ich muss mein Gegenüber erst einmal bemerken und als ein von mir unabhängiges menschliches Wesen realisieren, damit eine Kontaktaufnahme zustandekommt. Die vielfältige Aufnahme von Kontakten zum Zwecke der Kommunikation und des Austauschs heisst jedoch noch nicht, dass auch Beziehungen entstehen.

> Wir leben bekannterweise heute im Kommunikationszeitalter. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, mit den immer perfekteren Kommunikationsgelegenheiten, der jederzeitigen Erreichbarkeit würde auch die Beziehungsfähigkeit oder gar Beziehungswilligkeit des Menschen gefördert. Allzu viel Kommunikation kann der Beziehungsaufnahme gerade auch hinderlich werden oder ein probates Mittel zur Beziehungsflucht werden. Beziehung ist eben mehr als Informationsaustausch. Sie setzt Interesse, affektive Zuneigung und ein gewisses Aufeinanderangewiesensein voraus.

Beziehungen sind in der Regel Zweierbeziehungen. Aber auch da gibt es Unterschiede. Zwar ist es wünschbar, wenn Beziehungen letztlich auf der Grundlage der Partnerschaft gelebt werden, doch dies ist nicht die Ausgangslage, sondern das Ziel. Eltern-Kind-Beziehungen, Lehrer-Schüler-Beziehungen sind nicht partnerschaftlich, sollen es auch nicht sein, werden von den Kindern als solche sogar abgelehnt. Partnerschaftliche, «horizontale» Beziehungen stellen hohe Ansprüche. Ihnen gehen «vertikale» Beziehungen voraus, ja sie sind sogar ihre unerlässliche Bedingung.

Noch einmal etwas anderes als Zweierbeziehungen ist *das Leben in der Gruppe.*

Gruppenfähigkeit setzt zwar wiederum die Fähigkeit zur Zweierbeziehung voraus, erschöpft sich aber nicht in einer Summe von solchen Zweierbeziehungen. Sich in einer Gruppe zurechtfinden, stellt vor eine neue Situation, die nur in der Gruppe zu meistern ist. Wenn nun einzelne Mitglieder einer Gruppe untereinander Beziehungen pflegen, so ist dadurch noch nicht zwingend auch eine Gemeinschaft entstanden. *Unter Gemeinschaft verstehe ich ein soziales Gebilde, das über die persönlichen Zuneigungen hinaus solidarisch und verantwortungsbewusst sich für die gemeinsame Gestaltung einer wesentlichen Sphäre des Lebens entschlossen hat. Gemeinschaft ist auf Kontinuität bedacht, während Beziehungen sich ändern und allenfalls auch wechseln können.*

Je mehr sich Kommunikation über Beziehung zur Gemeinschaft entwickelt, ändert sich auch die Art des sozialen Bezugs. Er wird enger, näher, verbindlicher und tragfähiger. Denn aus der Dauer verlässlicher Beziehungen wird auch Begegnung möglich. Begegnung ist das Ereignis für den Menschen, von etwas angesprochen zu werden, das mehr oder anders ist als er selbst. Sie findet aber, wie *Martin Buber* betont, nicht nur im zwischenmenschlichen Bezug statt, sondern auch in der Beziehung zur Natur und zu geistigen Wesenheiten (Buber, 1962, 146/47).

Der Mensch ist somit ein zur Beziehung fähiges, soziales Wesen. Welcher Art diese Beziehungen und Bindungen sind, das drückt sich auch in der sprachlichen Form, in die sie einfliessen, aus. Angesichts der Not, die sich aus den Sprachbehinderungen ergibt, müssen

> **“Der Mensch ist somit ein zur Beziehung fähiges, soziales Wesen.”**

uns daher die verschiedenen Arten des sprachlichen Ausdrucks und des Sprachgebrauchs besonders interessieren.

Personalität

Die Beziehung des Menschen, der mehr als Anschluss an Wesen der gleichen Art sucht, führt uns noch auf einen andern Begriff, der im Zusammenhang mit der anthropologischen Erörterung der Sprache von Bedeutung ist: *die Person.*

Unter Person verstehen wir eine besondere Seinsform, die nur dem Menschen möglich ist und die sich qualitativ von

andern Formen des Seins unterscheidet und in prägnanter Weise abhebt. Sie ist gleichursprünglich wie andere Seinsarten, verschwindet aber im Schwange des natur- und erfahrungswissenschaftlich ausgerichteten Denkens, das auch

> **„Dem Menschen wohnt also die Sprache schon inne, bevor er zu sprechen beginnt."**

vor der Psychologie und Pädagogik nicht Halt macht, immer wieder aus dem Blickfeld. Wir müssen uns daher einmal ganz behutsam an die Wesensform des Personseins herantasten.

Unter Person nach anthropologischem Verständnis verstehen wir ein Wesen, das in ganz verschiedener Art und Weise mit der Welt in Beziehung tritt. Die Person ist Ausgangspunkt und Seinseinheit verschiedenartigster Akte wie Denken, Fühlen, Wollen, Lieben usw. (vgl. *Scheler*, 1966, 382). Erziehung und Therapie erfordert gegenüber einem Wesen, dem wir Personalität zuerkennen, eine grundsätzlich andere Haltung, als wenn wir uns den Menschen zum Gegenstand der Wissenschaft machen.

Nun kann man allerdings einwenden, das sei doch wohl eine Selbstverständlichkeit. Und dennoch stellen wir im Alltag immer wieder fest, dass dem Menschen dieser Personstatus keineswegs in letzter Konsequenz zugestanden wird. So weit wir uns anschicken, Erziehung und Therapie als eine Tätigkeit zu erblicken, mit der wir von uns gesetzte Erwartungen und Ziele zu erreichen trachten, und jeden Misserfolg in dieser Hinsicht als unerwünscht und mögliches Versagen interpretieren, blenden wir den Menschen als Person aus. Solange sich unser Bemühen darin erschöpft, Behandlungen irgendwelcher Art zu applizieren, betrachten wir die uns anvertrauten Menschen nicht als gleichgestellte Personen, sondern als verfügbare Objekte. Aber auch dann, wenn wir uns bemühen, vor jeglicher Kontaktnahme mögliche psychische Zusammenhänge allgemeiner Art aufzudecken und sie auf die uns anvertrauten Menschen zu übertragen, sind sie zwar schon beseelte Wesen, nicht mehr nur formbares Material, aber Personen sind sie in unseren Augen noch immer nicht.

Martin Buber hat einmal die Person als das *«Überraschungszentrum der Welt»* (Buber, 1962, zitiert nach Kobi, 1985, 275) bezeichnet, was natürlich heisst, dass nicht wir darüber bestimmen, wie sich ein Mensch gegenüber der Welt einstellt, sondern einzig er selbst. Wir können Anregungen geben, manipulativ eingreifen können wir nicht. Wir haben in jedem einzelnen Wesen, wie geartet es auch sein mag, die Person zu respektieren, sie als eine besondere Weise des Menschseins zu begrüssen und im beziehungsmässigen Austausch mit ihr das Lebensverständnis einen Schritt weiter voranzubringen. *Noch einmal um einiges schwieriger und anspruchsvoller muss es sein, im Umgang mit behinderten und schwierigen Mitmenschen, die sich unseren Ambitionen häufig genug entgegenstellen, den eigenen, unserem Einfluss entzogenen existentiellen Kern zuzugestehen.*

Sprache ist nun ebenfalls in ihrer Vielfalt und Tiefgründigkeit ein Ausdruck der Personalität als der menschlichen Möglichkeit, «sich zu sich selbst und zu seinesgleichen in ein Verhältnis zu setzen und dieses Verhältnis seinerseits zu transzendieren, d.h. selbst noch zum Gegenstand seiner Beurteilung zu machen» (Kobi, 1985, 275). Aus dieser Sicht ist nun auch die Sprache aus ihren personalen Wurzeln zu begreifen und darum in ihren vielfältigen Ausdrucks- und Verständigungsmöglichkeiten zu würdigen. Oft orientiert sich unser Verständnis von Sprache an den im täglichen Umgang vertrauten Sprachformen.

Die Sprache als Wesenszug des Menschseins

Wer also die Sprache als einen spezifisch menschlichen Wesenzug bezeichnet, sieht sich zunächst mit zwei Missverständnissen konfrontiert, die beide eine unzulässige Einengung des Sprachverständnisses zur Folge haben:

- *Sprache wird mit Lautsprache gleichgesetzt*
- *Sprache wird auf ein Mittel der gegenseitigen Information reduziert*

Beides führt zu voreiligen Schlüssen und bleibt nicht ohne Folgen für das Verständnis von Menschen mit Behinderung.

Sprache ist nicht gleich Lautsprache

Weil das akustisch vernehmbare Sprechen die übliche Form der Kundgabe ist, wird ihr Fehlen relativ rasch bemerkt und als Mangel empfunden. Eltern können es kaum erwarten, bis ihre Sprösslinge mit Sprechen beginnen, das heisst zunächst einfach, die ersten Laute von sich geben. Tritt dies in der üblichen Phase der Entwicklung nicht auf, sind sie alarmiert. *Lautsprache galt lange Zeit auch in Fachkreisen als die Äusserungsform schlechthin, andere Formen der Verständigung, die nicht auf stimmlich-akustischer Basis funktionierten, betrachtete man als minderwertig und unerwünscht.* Aus diesen Gründen wurden gehörlose Menschen eben dazu angehalten und entsprechend geschult, die Lautsprache zu erwerben, als wäre die Stimme die Voraussetzung der Sprache. Selbstverständlich hat das Erlernen der im menschlichen Umfeld üblichen Lautsprache auch den Sinn, den Kontakt zu den Hörenden nicht zu verlieren. Wenn wir aber grundsätzlich die Sprache als Merkmal des Menschen bezeichnen, so gründet diese Feststellung um einiges tiefer. Sie bedeutet, dass im Menschen das ursprüngliche Bedürfnis innewohnt, sich auszudrücken, sich mitzuteilen, sich mit der Welt auseinandersetzen, in welcher Art auch immer, geschehe dies auch noch so unzureichend. Dem Menschen wohnt also die Sprache schon inne, bevor er zu sprechen beginnt. Und ist dies über die Lautsprache nicht möglich, so geschieht es über andere Kommunikationswege. Gehörlose, die man nicht zum Gebrauch der Lautsprache anleitet, entwickeln untereinander dennoch ihre eigene Gebärdensprache, die fürs erste der Lautsprache in nichts nachsteht. Sie bleiben dann zwar stumm, aber keineswegs sprachlos. Das der Sprache mächtige Wesen, der Mensch, teilt sich so oder so der Welt mit und lässt seine Mitmenschen teilhaben an dem, was sie bewegt. Das meinen wir mit Sprache als Sprachvermögen im weitesten Sinne.

> **„Sprache an sich ist nicht wirkungslos, aber wo sie zur blossen Information verflacht, greift sie ins Leere."**

Nun dürfen wir nicht übersehen, dass auch hörfähige Menschen keineswegs nur über die Lautsprache kommunizieren, sondern ebenso deutlich und nicht nur nebenher auch über andere Kanäle sich äussern und verständigen. *Mimik* und *Gestik* können zuweilen in ihrer Aussagekraft und Echtheit zu einem dominierenden Ausdrucksmittel werden und in Konkurrenz zur Lautsprache treten. Sie lassen sich eben nicht so leicht verstellen oder können das tatsächliche Zumutesein nur mühsam verhüllen. Ich denke mir auch, dass die Gebärden- und Zeichensprache ent-

wicklungsgeschichtlich älter ist als die verbale Sprache, die sich über Stimme und Schrift manifestiert. Sie ist unter Umständen auch wieder zu reaktivieren,

> **„Sprache dient der Kundgabe und Klärung dieser meiner inneren Welt, die jederzeit präsent ist und der Aufmerksamkeit bedarf."**

wo die Stimme oder gar die digitale Mitteilungsform der akustischen Sprache und der Schrift unwiederruflich verlorengegangen ist. Es gibt der Ansprechmöglichkeiten viele. Ihr Sein oder Nichtsein hängt nicht vom Kehlkopf ab, auch nicht allein vom akustischen Sprachzentrum.

Sprache hat mehr als Informationsfunktion

Noch in einem andern Sinne erfährt Sprache eine unzulässige Einengung ihrer Möglichkeiten. Das hängt mit dem *Zeitgeist* und der *gegenwärtigen Lebensart* zusammen, die, vereinfacht ausgedrückt, als Informations- und Kommunikationsgesellschaft bezeichnet werden kann:

Wir leben heute in einer auf Kommunikation und Information ausgerichteten technischen Welt, die es ermöglicht, über alles auf dem Erdball im Bild zu sein und jederzeit und überall hin in Verbindung zu treten. Das führt dazu, dass sich auch die Sprache vornehmlich in den Dienst dieses Austauschs stellt, der aber keineswegs schon mit Beziehung gleichgesetzt werden kann. *Information erfolgt immer einseitig, ohne Echo, ohne Antwort und Zeichen einer Gegenseite.* Sprache an sich ist nicht wirkungslos, aber wo sie zur blossen Information verflacht, greift sie ins Leere. Der Mensch lässt sich nicht durch Information zu irgend etwas bewegen, er muss auch gefühlsmässig angesprochen werden.

Was Sprache vermag, lässt sich auch nicht auf Kommunikation reduzieren. Natürlich erfolgt Kommunikation, insbesondere bei den technischen Hilfsmitteln, über die Sprache. Aber die Sprache vermag mehr. Auf Perfektion bedachte Kommunikation kann bewirken, dass sich die Sprache zurückbildet auf die Vermittlung von Neuigkeiten, von Gerede und leerem Geschwätz. Kommunikation als ein Sammelbegriff für alle Formen des Informationsaustauschs und der Kontaktnahme sagt noch gar nichts aus über die Substanz und Qualität dessen, was Sprache sein könnte.

Sprache ist Ausdruck des Personseins

Wenn wir Sprache aus der Perspektive der Personalität des Menschen begreifen wollen, müssen wir noch einmal auf das Wesen der Person zurückkommen. Bei *Max Scheler* lesen wir: «Person ist die konkrete, selbst wesenhafte Seinseinheit von Akten verschiedenen Wesens, die an sich allen wesenhaften Aktdifferenzen... vorhergeht» (Scheler, 1966, 382). Unter den Akten, die sich wesenhaft voneinander unterscheiden, nennt er unter anderem *Wahrnehmung, Wollen, Fühlen* und unterteilt diese wiederum noch in äussere und innere. Die Person hat also eine ihr eigentümliche Einstellung zur Welt, die sich von derjenigen schlichter Lebewesen, die lediglich ihr Wohlsein und ihre Selbsterhaltung im Auge haben, unterscheiden. Solange also ein Wesen mit der Welt lediglich aus der Perspektive ihrer Bedürfnisse Kontakt aufnimmt, die Welt also eigenbezogen interpretiert, ist sie noch nicht Person. *Das Eigentümliche der Person ist, dass sie gerade aus solcher Ichhaftigkeit heraustritt und die Welt als Gegenüber, als das Andere zur Kenntnis nimmt und zum Gegenstand ihrer vielfältigen Erkenntnisprozesse werden lässt.* Und wenn wir nun die Sprache verstehen als Ausdruck solchen Personseins, dann ist sie eben mehr als Instrument der Kundgabe eigenbezogenen Lebens, mehr als unterstützendes Element der Selbsterhaltung des Individuums. Sie ist das Zentrum, die Seinseinheit verschiedenster Akte, die die alltäglichen Perspektiven sprengen und eine umfassendere Schau der Welt ermöglichen. So verschieden auch diese Intentionalitäten sind, die Person nimmt sich dabei immer als dieselbe wahr. Wenn Personsein überdies auch das Verhältnis zum eigenen Innern umfasst, so eröffnet sich hier noch einmal ein Universum für sich. Sprache dient der Kundgabe und Klärung dieser meiner inneren Welt, die jederzeit präsent ist und der Aufmerksamkeit bedarf. Auch in der Beziehung zur inneren Welt ist Sprache gefragt. Auch diese innere Welt soll zur Sprache kommen und damit erfahrbar werden.

Dieser vielfältige Seinsbezug befreit den Menschen aus seiner individuellen Eigenbezogenheit, in der er die Welt immer nur als ein Abklatsch seiner selbst und die Sprache zur Bestätigung dieser seiner engen, individuellen Perspektive benützt. Dies meint auch *Heidegger*, wenn er sagt, wir sollten uns abgewöhnen, immer nur das zu hören, was wir schon verstehen. Es gehe darum, mit der Sprache Erfahrungen zu machen, also etwas zur Sprache zu bringen, was bislang noch nie gesprochen wurde» (Heidegger, 1979, 160/61). Es geht nicht darum, etwas das ist, nun noch in die sprachliche Form zu kleiden, sondern die Sprache bringt, indem und während sie gesprochen wird, erst noch etwas hervor. Aber damit ist nun einiges vorweggenommen, das noch einmal schrittweise entwickelt werden soll. Denn das, was Sprache ihrem Wesen nach ist, das wird sie erst. Wir sind unterwegs zur Sprache; es ist ein Weg in Etappen. Ihre vollendetste Form ist das Gespräch.

Literaturhinweise

Bollnow O.F. (1977). Die Frage und das Gespräch in philosophischer Sicht. *UNIVERSITAS, Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur*, 10, 1055–1063.

Bollnow O.F. (1979). *Sprache und Erziehung* (3. Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.

Buber M. (1962). *Werke in drei Bänden*. Erster Band: Schriften zur Philosophie. Heidelberg: Lambert Schneider.

Buber M. (1962). *Das dialogische Prinzip*. Heidelberg: Lambert Schneider.

Goethe J.W. (1977). *Die Faust-Dichtungen*. Einführung und Worterklärungen von E. Beutler. Zürich: Buchclub Ex Libris.

Guardini R. (1954). *Briefe über Selbstbildung* (45.–49. Tausend). Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag.

Heidegger M. (1963). *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung* (3. Auflage). Frankfurt am Main: Klostermann.

Heidegger M. (1971). *Was heisst Denken?* (3. Auflage). Tübingen: Niemeyer.

Heidegger M. (1979). *Unterwegs zur Sprache* (6. Auflage). Pfullingen: Neske.

Hölderlin F. (1989). *Sämtliche Gedichte, erster Band* (2. Auflage). Wiesbaden: Aula.

Kobi E.E. (1985). *Personorientierte Modelle der Heilpädagogik*. In: Handbuch der Sonderpädagogik, Band 1, herausgegeben von U. Bleidick. Berlin: Marhold.

Kobi E.E. (1993). *Grundfragen der Heilpädagogik* (5. Auflage). Bern: Haupt.

Löwith K. (1968). *Miteinandersein als Miteinander-Sprechen*. In: Hermann Röhrs (Hrsg.). Bildungsphilosophie Zweiter Band. Frankfurt am Main: Akademische Verlagsgesellschaft.

Lutz L. (1995). *Aphasie: Das Schweigen verstehen*. In: Auszug aus: Fragile. Zeitschrift der Schweiz. Vereinigung für hirnverletzte Menschen, 12; abgedruckt in Fachzeitschrift Heim, Zürich, 315–319.

Scheler M. (1966). *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik* (5. durchgesehene Auflage). Bern: Francke.

Schmid P. (1977). *Sprache – verhüllendes oder klärendes Medium?* Zeitschrift «Schweizer Schule», Heft 12.

Schmid P. (1990). *Sprache und Verständigung*. In: Den Dingen auf den Grund gehen. Aspekte der Lebensgestaltung. Oberegg: Noah. ■

Fortsetzung folgt